Bemerkungen zu einigen Definitionen der Sprache

Autor(en): **Wüest, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **37 (1978)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-29404

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bemerkungen zu einigen Definitionen der Sprache

0. *«C'est le point de vue qui fait l'objet» (Saussure)*[1]

Unter den Erkenntnissen, welche die Linguistik Ferdinand de Saussure verdankt, scheint mir diejenige besonders wichtig, wonach der Gegenstand der Linguistik in keiner Weise zum voraus gegeben sei. Gewiß sind längst nicht alle Linguisten bereit, dieser Auffassung zuzustimmen. Wenn man jedoch die vielfältigen und oft widersprüchlichen Definitionen der Sprache betrachtet, so kommt man meines Erachtens nicht um die Feststellung herum, daß es durchaus nicht klar ist, was denn eigentlich den Gegenstand der Linguistik ausmacht. Für die einen dient die Sprache zum Ausdruck der Gedanken, während andere ihren sozialen Charakter in den Vordergrund rücken. Man kann die Sprache auch als Zeichensystem definieren, was die genannten Definitionen nicht einmal auszuschließen braucht, oder als Menge von Sätzen oder Äußerungen.

Um etwas Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen, hat Saussure die Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* eingeführt, welche freilich ihrerseits nicht völlig klar ist[2]. Zusammengenommen würden die beiden Teile das Gesamtgebilde, genannt *langage*, ergeben. Wir wollen uns diese Terminologie zunutze machen, indem wir die Sprachdefinitionen nach solchen von *langage*, *parole* und *langue* einteilen.

1. *«Le langage»*

1.1. *Die Sprache als Ausdruck der Gedanken*

Die Auffassung, wonach die Sprache der Ausdruck der Gedanken sei, läßt sich weit zurückverfolgen. Jean-Pierre Desclés führt sie bis auf Platon zurück[3]. Dieser Philosoph betont aber vielmehr, daß Denken und Sprechen grundsätzlich das gleiche sei.

[1] Intr. III § 1 al. 2; 131. – Wir zitieren FERDINAND DE SAUSSURES *Cours de linguistique générale* wie folgt: In Übereinstimmung mit der kritischen Edition von RUDOLF ENGLER (Wiesbaden, 1968) geben wir Teil, Kapitel, Paragraph und Alinea des jeweiligen Zitats an, da diese Einteilung für alle Ausgaben des *Cours* gültig ist. Wir fügen zudem noch die laufende Satznummer in der Ausgabe Englers bei. Wenn keine triftigen Gründe vorliegen, zitieren wir immer den edierten Text. Andernfalls geben wir noch in Klammern das Sigel für den betreffenden Studenten bei.

[2] Ich bin nach wie vor der Überzeugung, daß eine Dreiteilung *langue*, *discours*, *parole* angemessener ist, cf. meinen Artikel *Zum Problem von Sprache und Rede in der Phonologie*, *VRom. 30* (1971), 1–13.

[3] JEAN-PIERRE DESCLÉS, in: *Modèles logiques et niveaux d'analyse linguistique*, Paris 1976 *(Recherches linguistiques 2)*, p. 218.

Denken wäre nach Platon nichts anderes als der «innere Dialog der Seele mit sich selbst, ohne Lautäußerung»:

Οὐκοῦν διάνοια μὲν καὶ λόγος ταὐτόν· πλὴν ὁ μὲν ἐντὸς τῆς ψυχῆς τρὸς αὐτὴν διάλογος ἄνευ φωνῆς γιγνόμενος τοῦτ'αὐτὸ ἡμῖν ἐπωνομάσθη, διάνοια[4].

Eine deutliche Trennung zwischen Denken und Sprechen kommt dagegen bei Descartes vor[5]. Bekanntlich ist dessen Philosophie rationalistisch und dualistisch zugleich. Der Mensch wäre nach Descartes im Gegensatz zu allen andern Lebewesen nicht bloß Automat, sondern ebenso ein denkendes Wesen, d.h. er würde sowohl der geistigen wie der materiellen Ebene angehören. In der Beweisführung Descartes' kommt der Sprache dabei eine wichtige Rolle zu. Sie ist gleichsam der materielle Ausdruck dafür, daß der Mensch ein vernunftbegabtes Wesen ist:

...C'est une chose bien remarquable qu'il n'y a point d'hommes si hébétés et si stupides, sans en excepter même les insensés, qu'ils ne soient capables d'arranger ensemble diverses paroles, et d'en composer un discours par lequel ils fassent entendre leurs pensées; et qu'au contraire il n'y a point d'autre animal, tant parfait et tant heureusement né qu'il puisse être, qui fasse le semblable...[6].

Wesentlich ist somit die Fähigkeit, die Sprachzeichen zu einem syntaktischen Ganzen zusammenfügen zu können, um damit die Gedanken auszudrücken. Die Sprachbegabung erscheint also essentiell als eine syntaktische und semantische Fähigkeit. Die Lautäußerung ist daneben nicht entscheidend, da diese ja von gewissen Vögeln täuschend nachgeahmt werden kann. Zudem betrachtet Descartes die Lautäußerung durchaus nicht als die einzige Möglichkeit des Menschen, seine Gedanken auszudrücken:

...les pies et les perroquets peuvent proférer des paroles ainsi que nous, et toutefois ne peuvent parler ainsi que nous, c'est-à-dire en témoignant qu'ils pensent ce qu'ils disent; au lieu que les hommes qui, étant sourds et muets, sont privés des organes qui servent aux autres pour parler, autant ou plus que les bêtes, ont coutume d'inventer d'eux-mêmes quelques signes par lesquels ils se font entendre à ceux qui étant ordinairement avec eux ont loisir d'apprendre leur langue *(ib.)*.

Zu Beginn des zweiten Teils der *Grammaire générale et raisonnée* von Antoine Arnauld und Claude Lancelot, welche auch unter dem Namen *Grammaire de Port-Royal* bekannt ist, findet sich ein Abschnitt, der sich wie eine Zusammenfassung dieser cartesianischen Thesen liest:

Jusques icy nous n'avons consideré dans la parole que ce qu'elle a de materiel, & qui est commun, au moins pour le son, aux hommes & aux perroquets.

[4] PLATON, *Sophista* 263 E.

[5] «On sait que, dans un geste idéaliste, Descartes pose l'existence d'une pensée extra-linguistique et désigne le langage comme 'une cause de nos erreurs'» (JULIA JOYAUX, *Le langage, cet inconnu*, Paris 1969, p. 159).

[6] DESCARTES, *Discours de la méthode*, 5e partie.

Il nous reste à examiner ce qu'elle a de spirituel, qui fait l'un des plus grands avantages de l'homme au dessus de tous les autres animaux, & qui est une des plus grandes preuves de la raison. C'est l'usage que nous en faisons pour signifier nos pensées...[7].

Der These Chomskys, wonach diese Grammatik am Beginn einer Ära der «cartesianischen Linguistik» stünde, ist mehrfach widersprochen worden[8]. Gerade auf Grund der zitierten Stelle scheint mir jedoch ein Einfluß Descartes' auf die Autoren von Port-Royal schwer zu bestreiten. Die *Grammaire générale et raisonnée* ist eine rationalistische Grammatik wie alle Grammatiken ihrer Zeit. Die Verbindung von Logik und Grammatik war damals wahrlich nichts Neues. Gegenüber älteren Autoren wie Sanctius scheint mir diese Verbindung vielmehr gelockert. Vaugelas und seine Doktrin vom «bon usage» haben ihre Spuren hinterlassen. Die Hoffnung, alle Besonderheiten einer gegebenen Sprache rational erklären zu können, ist aufgegeben:

...les façons de parler qui sont autorisées par un usage general et non contesté, doivent passer pour bonnes, encore qu'elles soient contraires aux regles & à l'analogie de la Langue[9].

Chomsky hat in gewissen Analysen der *Grammaire de Port-Royal* – sicher zu Recht – die Vorläufer seiner eigenen transformationellen Methodik gesehen[10]. Bekanntlich führen etwa Arnauld und Lancelot den Satz *Dieu invisible a créé le monde visible* auf die drei Aussagen *Dieu a créé le monde, Dieu est invisible* und *Le monde est visible* zurück. Eine solche Analyse setzt jedoch die Erkenntnis voraus, daß die logischen und die grammatikalischen Strukturen eines Satzes nicht übereinzustimmen brauchen. Die Sprache dient zum Ausdruck der Gedanken, ist aber nicht mit ihnen identisch.

1.2. *Die Sprache als Kommunikationsinstrument*

Die Definition der Sprache als Ausdruck der Gedanken hat nun aber den schweren Nachteil, daß sie dem Hörer keine Rolle zuordnet. Descartes hatte diesen immerhin nicht ganz vergessen, denn er spricht an einer Stelle davon, die Sprache sei da «pour déclarer aux autres nos pensées» *(loc. cit)*.

Den sozialen Charakter der Sprache betonte dagegen John Locke, der in seinem *Essay concerning Human Understanding* das gesamte dritte Buch der Sprache beziehungsweise den Wörtern widmete. Die Sprachauffassung des «Empiristen» Locke ist dabei von derjenigen des «Rationalisten» Descartes nicht wesentlich unterschieden. Auch für Locke ist die Sprache Ausdruck der menschlichen Gedanken. Denken und

[7] Antoine Arnauld / Claude Lancelot, *Grammaire générale et raisonnée*, Paris ³1676 (Nouvelle impression en facsimilé, présentée par Herbert E. Brekle, Stuttgart-Bad Cannstatt 1966), p. 5.

[8] Cf. vor allem Robin Lakoff, *Language 45* (1969), 343–364.

[9] Arnauld / Lancelot, *op. cit.*, p. 87.

[10] Noam Chomsky, *Cartesian Linguistics*. A chapter in the history of rationalist thought, New York 1966, p. 31ss.

Sprechen sind deutlich voneinander abgehoben, und die Wörter erscheinen wie bei Descartes und in der *Logique de Port-Royal* als mögliche Fehlerquelle des menschlichen Denkens. Darüberhinaus ist für Locke die Sprache aber auch das «gemeinsame Band der Gesellschaft». Ihre Entstehung verdankt sie einem sozialen Bedürfnis:

> The comfort and advantage of society not being to be had without communication of thoughts, it was necessary that man should find out some external sensible signs, whereof those invisible ideas, which his thoughts are made up of, might be made known to others[11].

Die gleiche Auffassung erscheint später bei verschiedenen Autoren, so etwa bei Rousseau[12] oder dann im 19. Jh. bei Whitney. Diesem letztern erscheint die Definition der Sprache als «Mittel zum Ausdruck menschlicher Gedanken» zu weit gefaßt. Menschliche Gedanken können auch durch Gestik und Mimik zum Ausdruck gebracht werden. Deshalb bevorzugt Whitney die Formel: «Sprache ist Ausdruck des Gedankens zum Zwecke der Mitteilung»[13].

William Dwight Whitney ist heute ein wenig gelesener Autor; wesentliche Teile seines Gedankenguts sind jedoch über Saussure in den Strukturalismus eingegangen. Eric Buyssens hat unter den Strukturalisten die soziale Funktion der Sprache besonders eindrücklich hervorgehoben. Auch für Buyssens ist die Kommunikation zwar nicht die einzige Funktion der Sprache; sie wäre jedoch die einzig wahre Funktion, während alles andere gleichsam eine Zweckentfremdung der Sprache darstellen würde:

> Beaucoup de choses peuvent être détournées de leur destination primordiale: le soulier, destiné à protéger le pied, peut servir à frapper; la religion, qui est un ensemble de règles de comportement, peut devenir «l'opium du peuple». Le point de vue sémiologique nous oblige à revenir à la fonction primordiale des langages: agir sur autrui[14].

Die meisten Strukturalisten haben wohl den sozialen Charakter der Sprache vor allem in der Absicht betont, dem traditionellen Logizismus der Sprachwissenschaft, welcher die Sprachstrukturen nur als Funktionen der Denkstrukturen zu sehen vermochte, eine Gegenthese entgegenzustellen. Die Sprache gilt ihnen dabei bloß als Mittel zur Kommunikation, welches vom realen Sprechakt zu unterscheiden ist.

Der Strukturalismus muß sich denn auch heute von seiten der Soziolinguisten und Pragmatiker den Vorwurf gefallen lassen, den sozialen Charakter der Sprache nicht eigentlich erfaßt zu haben. Dieser Vorwurf ist dann berechtigt, wenn man für die «instrumentelle» Betrachtung der Sprache einen Ausschließlichkeitsanspruch erhebt. Ein solcher läßt sich meines Erachtens jedoch nicht aufrechterhalten. Im zweiten Kapitel seiner *Reflections on language* hat Noam Chomsky[15] die «instrumentelle»

[11] Locke, *Essay* III, 1, 1.

[12] Jean-Jacques Rousseau, *Essai sur l'origine des langues*, chapitre premier.

[13] William Dwight Whitney, *Leben und Wachstum der Sprache*, dt. Übersetzung von August Leskien, Leipzig 1876, p. 1.

[14] Eric Buyssens, *La communication et l'articulation linguistique*, Bruxelles-Paris 1967, p. 12.

[15] New York 1975. – Aus der Widerlegung der extremen Thesen Searles und einiger anderer folgt selbstverständlich noch nicht der Beweis von Chomskys Gegenthese.

Sprachauffassung einer eingehenden Kritik unterzogen, welche ich weitgehend nur unterstützen kann. Nicht jedem Sprechakt liegt tatsächlich eine Kommunikationsabsicht zugrunde. Der Sprecher kann sich der Sprache auch zur Förderung seines eigenen Bewußtseins bedienen[16]. Vielfach ist der Sprechakt ohnehin Ausdruck der Gedanken und Mitteilung an andere zugleich.

1.3. *Kritik dieser Definitionen*

Zusammenfassend darf wohl gesagt werden, daß weder die Definition der Sprache als Gedankenwiedergabe noch als Kommunikationsinstrument voll zu überzeugen vermag. Die Sprache ist all dies, aber auch noch mehr. Sie hat nicht bloß eine, sondern mehrere Funktionen. Neben den beiden genannten, die besonders wichtig sind, lassen sich auch noch andere, gewiß nebensächlichere Funktionen ausfindig machen. Ausgehend vom *Organon*-Modell Karl Bühlers hat Fürst Trubetzkoy[17] der Sprache drei verschiedene Funktionen zugeschrieben, nämlich die Kundgabefunktion, durch welche sich der Sprecher zu erkennen gibt, die Appellfunktion, welche sich an den Hörer richtet, und die Darstellungsfunktion, welche sich auf die Sache bezieht. Dabei gilt die letztere Funktion, welche den eigentlichen Inhalt der Kommunikation ausmacht, als die wichtigste.

Auch Roman Jakobson, der diese Theorie weiter ausgebaut hat[18], geht von einem Kommunikationsmodell aus, ohne sich auf die «instrumentelle» Funktion der Sprache zu beschränken. Jakobson fügt im Gegenteil noch drei weitere Funktionen hinzu, nämlich die «phatische» Funktion, durch welche der Sprecher überprüft, ob die Kommunikation hergestellt ist, sowie die «metalinguistische» und die «poetische» Funktion.

Da die Sprache aber mehrere Funktionen hat, ist es nicht möglich, sie auf dieser Ebene eindeutig festzulegen. Wir stehen damit vor einem Dilemma, auf welches schon Ferdinand de Saussure hingewiesen hat: entweder beschränken wir uns auf einen Aspekt des Gesamtgebildes, worauf wir zwar eine in sich geschlossene, aber notwendigerweise unvollständige Darstellung erhalten werden; oder wir gehen die Sprache von mehreren Seiten gleichzeitig an, verzichten also auf ein Ordnungsprinzip, worauf uns die Sprache notgedrungenermaßen als ein «amas confus de choses hétéroclites sans lien entre elles»[19] erscheinen wird. Es mag verführerisch sein, die Sprache aus der biologisch-psychologischen Sprachfähigkeit des Menschen oder aber aus den histo-

[16] Jean Piaget, *Le langage et la pensée chez l'enfant*, Neuchâtel ⁸1972, unterstreicht die «Egozentrizität» des kindlichen Sprechens.

[17] Nikolai S. Trubetzkoy, *Grundzüge der Phonologie*, Prague 1939 *(Travaux du Cercle linguistique de Prague 7)*, p. 17–29.

[18] Cf. Roman Jakobson, *Linguistique et poétique*, in: *Essais de linguistique générale*, Paris 1963 p. 209–248.

[19] Intr. III § 1 al. 8; 151.

risch-sozialen Gegebenheiten heraus zu erklären. Beides ist schon mehrfach versucht worden, und zwar nicht ohne jeden Erfolg. Ohne Zweifel haben beide Betrachtungsweisen eine gewisse Berechtigung. Das heißt aber auch, daß keine der beiden Betrachtungsweisen für sich allein zum Ziel führen kann. Deshalb sah Saussure nur eine Lösung, um diesem Dilemma zu entgehen:

> Il faut se placer de prime abord sur le terrain de la langue et la prendre pour norme de toutes les autres manifestations du langage[20].

Dies heißt keineswegs, daß sich die Linguistik auf die Betrachtung des Sprachsystems beschränken darf. Dies ist die «positivistische Versuchung» des Strukturalismus, der schon mehrere erlegen sind. Das Sprachsystem soll nur Ausgangspunkt unserer Betrachtungen sein, nicht Anfangs- und Endpunkt zugleich. Dies ist allerdings kein leichtes Unterfangen.

Es scheint einfacher und vor allem dankbarer, die Sprache von außen zu betrachten; nur stellt sich dann wiederum die Frage, von welcher Seite man sie betrachten soll. Darum bleibt letztlich nur die Lösung, die Sprache gleichsam von innen nach außen zu betrachten. Dies kann freilich nur dann gelingen, wenn das Sprachsystem im Gegensatz zum Gesamtgebilde eine in sich geschlossene, strukturierte Einrichtung ist. Dies muß zunächst bewiesen werden, weshalb man sich bald einmal fragt, ob nicht wohl ein direkterer Weg zum Ziel führt. Vor kurzem noch mochte es scheinen, als hätte die generative Transformationsgrammatik diesen kürzeren Weg gefunden. Vor allem in der ersten Fassung seiner Theorie, in den *Syntactic Structures*, arbeitete Chomsky mit einer sehr klaren Definition der Sprache. Von dieser soll hier zunächst die Rede sein.

2. «*La parole*»

2.1. *Die Sprache als Menge von Sätzen*

Nach einem kurzen Einleitungskapitel von einer Seite hält Chomsky gleich zu Beginn des zweiten Kapitels seiner *Syntactic Structures* fest:

> From now on I will consider a *language* to be a set (finite or infinite) of sentences, each finite in length and constructed out of a finite set of elements[21].

Chomsky begründet diese Definition nicht näher. Er begnügt sich mit einigen Bemerkungen zum Problem, wie man grammatikalische von ungrammatikalischen Sätzen unterscheiden könne. Dies ist ja auch nicht das eigentliche Anliegen Chomskys.

[20] Intr. III § 1 al. 9; 154.

[21] Noam Chomsky, *Syntactic Structures*, The Hague 1957 *(Janua linguarum, series minor 4)*, p. 13.

Es geht ihm nicht darum, das Inventar aller grammatikalischen Sätze einer bestimmten Sprache aufzustellen, sondern einen Algorithmus zu finden, welcher alle grammatikalischen Sätze einer bestimmten Sprache (und nur diese) erzeugen kann. So lesen wir denn auch zu Beginn des dritten Kapitels:

> Assuming the set of grammatical sentences of English to be given, we now ask what sort of device can produce this set[22].

Hier liegt ein Problem. Tatsächlich müßte die Menge der grammatikalischen Sätze des Englischen bereits gegeben sein, bevor man die Angemessenheit einer generativen Grammatik dieser Sprache überprüfen könnte. Diese Voraussetzung ist jedoch nicht erfüllt! Chomsky hat solche «taxinomischen» Untersuchungen nicht nur nicht gefördert, er hat sogar die gesamte «taxinomische» Richtung der Linguistik in Verruf gebracht, als ob man in der Linguistik ohne Klassifikationen auskommen könnte[23].

Allerdings hätte es wenig Sinn, ein Inventar aller wohlgeformten Sätze einer Sprache aufstellen zu wollen. In der eingangs zitierten Definition der Sprache zeigt sich Chomsky unentschlossen, ob die Menge der Sätze als finit oder infinit zu gelten hat. Sie ist ohne Zweifel unbegrenzt, denn im Gegensatz zu dem, was Chomsky behauptet, ist die Länge der Sätze höchstens in der Praxis, nicht aber in der Theorie beschränkt. Man kennt das Beispiel eines Satzes von 8000 Wörtern in den amerikanischen Kongreßprotokollen[24]. Was man realistischerweise aufstellen kann, ist ein Inventar aller syntaktischen Verbindungen, welche die Verben und auch die Adjektive einer bestimmten Sprache eingehen können. (Bei den andern Wortarten sind die Probleme glücklicherweise geringer.) Solche Inventare sind besonders für die deutsche Sprache im Rahmen des Dependenzmodells aufgestellt worden[25]. Für die französische Sprache ist in neuster Zeit das *Laboratoire d'automatique documentaire et linguistique* unter Maurice Gross mit entsprechenden Untersuchungen hervorgetreten[26].

Neben diesen mehr praktischen Einwänden gibt es jedoch noch einen grundsätzlicheren. Warum wählt Chomsky ausgerechnet den Satz? Wäre es nicht sinnvoller gewesen, entweder die größtmögliche Einheit zu wählen, nämlich den Text, oder dann die kleinstmögliche, nämlich das Monem (oder Morphem) als kleinste sinntragende Einheit. Nun wäre es bestimmt nicht sinnvoller gewesen, vom Text auszugehen, denn

22 CHOMSKY, *op. cit.*, p. 18.

23 Cf. MAURICE GROSS, Présentation de JEAN-PAUL BOONS/ALAIN GUILLET/CHRISTINE LECLÈRE, *La structure des phrases simples en français.* Constructions intransitives, Genève 1976 *(Langue et cultures 8)*, p. 7–19.

24 Cf. GEORGES MOUNIN, *Clefs pour la linguistique*, Paris ²1971, p. 121.

25 Das *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben* von GERHARD HELBIG und WOLFGANG SCHENKEL (Leipzig ³1975) hat neuerdings einen Konkurrenten erhalten: ULRICH ENGEL/HELMUT SCHUMACHER, *Kleines Valenzlexikon deutscher Verben*, Tübingen 1977 *(Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 31)*.

26 Neben BOONS/GUILLET/LECLÈRE, *op. cit.*, cf. MAURICE GROSS, *Méthodes en syntaxe.* Régime des constructions complétives, Paris 1976. – Eine entsprechende Untersuchung für die französischen Adjektive von LÉLIA PICABIA ist soeben veröffentlicht worden.

die praktischen Einwände, welche sich daraus ergeben, daß die Zahl der grammatikalischen Sätze unbegrenzt ist, gelten natürlich in verstärktem Maße für den Text. Demgegenüber hätte die Wahl der kleinstmöglichen Einheit den entscheidenden Vorteil gehabt, daß auf dieser Ebene noch mit einem einigermaßen überschaubaren Inventar auszukommen ist. Im übrigen fühlt sich Chomsky ja selber bemüßigt, seiner Definition hinzuzufügen, daß die Menge der Sätze «aus einer finiten Menge von Elementen zusammengefügt» ist. Ohnehin läßt sich in der generativen Transformationsgrammatik der Satz nur rekursiv definieren durch die Elemente, aus denen er sich zusammensetzt. Alles führt uns also auf jene Elemente zurück, aus denen sich der Satz zusammensetzt. Wäre es da nicht sinnvoller, von allem Anfang an von diesen Elementen auszugehen?

2.2. *Die Sprache als Gesamtheit der Äußerungen*

Chomskys Definition der Sprache in seinen *Syntactic Structures* weist eine Ähnlichkeit mit Bloomfields vierter Definition in *A Set of Postulates for the Science of Language* auf, die kaum zufällig ist. Nur bleibt Bloomfields Definition weit offener, beschränkt sich nicht auf den Satz:

> The totality of utterances that can be made in a speech-community is the language of that speech-community[27].

Sein «Antimentalismus» hindert Bloomfield offensichtlich daran, eine Unterscheidung wie diejenige Saussures zwischen *langue* und *parole* anzunehmen. Gegenstand der Sprachbetrachtung ist für ihn der konkrete Sprechakt, die Äußerung. Die Sprache selbst besteht ganz einfach aus einer Anreihung aller möglichen Äußerungen. Damit verbleiben wir auf der Ebene der *parole*. Es hat sich zwar längst eingebürgert, unter *parole* den singulären Sprechakt zu verstehen; Saussures Vorstellung ist jedoch wesentlich weiter gefaßt, vor allem, wenn wir uns an seine chronologische letzte Definition halten, welche er in der Lektion vom 19.(?) Mai 1911 vorbrachte:

> (La parole) est la somme de ce que les gens disent, et elle comprend: a) des combinaisons individuelles, dépendant de la volonté de ceux qui parlent, b) des actes de phonation également volontaires, nécessaires pour l'exécution de ces combinaisons[28].

Die *parole* hätte somit eine syntaktische und eine phonetische, aber keine semantische Seite. Es scheint mir deshalb, daß der Strukturalismus Bloomfields, der auf einer Definition der *parole* aufbaut, fatalerweise zu einer a-semantischen Linguistik führen mußte, auch wenn Bloomfield selber nicht auf das Studium der Bedeutung verzichten wollte.

[27] Leonard Bloomfield, *A Set of Postulates for the Science of Language*, *Language 2* (1926), 153–164, Zitat p. 155.

[28] Intr. IV al. 8; 355/56. – Zur Datierung cf. Robert Godel, *Les sources manuscrites du cours de linguistique générale de F. de Saussure*, Genève-Paris 1957, p. 85.

Nun wird man freilich einwenden müssen, daß niemand in stärkerem Maße zur Überwindung des «Antimentalismus» in der Linguistik beigetragen hat als Chomsky selber, und daß die *Syntactic Structures*, welche bezeichnenderweise der Semantik keine Rolle zuweisen, eine längst überholte Fassung seiner Theorie darstellen. Dies ist sicher richtig, nur gilt es die Herkunft dieser Theorie nicht zu übersehen. Chomsky hat zwar bereits in seinen *Aspects* eine Unterscheidung zwischen sprachlicher *Kompetenz* und *Performanz* eingeführt, welche sich an Saussures Dichotomie *langue/parole* anlehnt. Diese Unterscheidung begründet jedoch Chomskys Grammatikkonzeption nur ungenügend. Die Sprachkompetenz wird als *the speaker-hearer's knowledge of his language* definiert. Wie jedoch Eric Buyssens[29] aufgezeigt hat, ist eine Kenntnis *(knowledge)* etwas Statisches, etwas Gespeichertes und kein generatives Prinzip. Der Entwurf einer Grammatik als Algorithmus, welcher alle grammatikalischen Sätze einer Sprache (und nur diese) generiert, wird erst verständlich, wenn man von den zitierten Definitionen der *Syntactic Structures* ausgeht.

Der Mangel einer Linguistik, die sich auf einer Definition von *parole* aufbaut, ist und bleibt ihr schwieriges Verhältnis zur Semantik. Eine Zeitlang mochte es scheinen, als ob Chomsky dieses Problem gelöst hätte, indem er die semantische Interpretation der Tiefenstruktur zuwies. Seither hat es sich jedoch gezeigt, daß die Transformationen die Bedeutung eines Satzes durchaus zu verändern vermögen. In seinem letzten Buch zieht Chomsky deshalb die Möglichkeit in Betracht, die semantische Interpretation direkt an der Oberflächenstruktur einsetzen zu lassen, welche dann allerdings noch *Spuren* der vorangegangenen Transformationen enthalten müßte[30]. Gewiß haben nicht nur die Transformationalisten Mühe mit der Semantik. In ihrem Fall liegt die Schwierigkeit jedoch besonders tief, da es ihnen schwerfällt, der Semantik überhaupt eine sinnvolle Rolle im Gesamtmodell zuzuweisen, nachdem man ihr vorerst überhaupt keine Rolle zuweisen wollte.

3. *«La langue»*

3.1. *Die Sprache als Zeichensystem*

Die entscheidende Definition der *langue* findet man bei Saussure nicht ganz dort, wo man sie erwarten würde, sondern im kleinen Paragraphen über Semiologie:

> La langue est un système de signes exprimant des idées[31].

[29] Eric Buyssens, *La grammaire générative selon Chomsky*, *Revue belge de Philologie et d'Histoire 37* (1969), 840–857.

[30] Noam Chomsky, *Reflections on Language*, New York 1975, p. 82: «In the version that I will outline here, I will suggest that perhaps all semantic information is determined by a somewhat enriched notion of surface structure.»

[31] Intr. III § 3 al. 3; 275/76.

Der edierte Text stützt sich gleich auf zwei Stellen der dritten Vorlesung, wobei Saussure im ersten Text allerdings von einem *ensemble de signes* statt von einem *système de signes* spricht. Daß diese Definition im Abschnitt über Semiologie steht, hat seinen guten Grund darin, daß sie sich auch auf andere semiologische Systeme anwenden läßt. Gleiches ließe sich freilich auch für einige andere Definitionen sagen. Wir werden noch darauf zurückkommen müssen.

Die Auffassung, wonach eine Sprache aus Zeichen bestünde, ist nun allerdings alles andere als eine Entdeckung Saussures, sondern läßt sich bis auf Aristoteles zurückverfolgen. Am berühmtesten ist die Zeichenlehre der Stoa, welche uns Sextus Empiricus überliefert hat:

> *οἱ ἀπὸ τῆς στοᾶς, τρία φάμενοι συζυγεῖν ἀλλήλοις, τό τε σημαινόμενον καὶ τὸ σημαῖνον καὶ τὸ τυγχάνον, ὧν σημαῖνον μὲν εἶναι τὴν φωνήν, οἷον τὴν Δίων, σημαινόμενον δὲ αὐτὸ τὸ πρᾶγμα τὸ ὑπ' αὐτῆς δηλούμενον καὶ οὗ ἡμεῖς μὲν ἀντιλαμβανόμεθα τῇ ἡμετέρα παρυφισταμένου διανοίᾳ, οἱ δὲ βάρβαροι οὐκ ἐπαΐουσι καίπερ τῆς φωνῆς ἀκούοντες, τυγχάνον δὲ τὸ ἐκτὸς ὑποκείμενον, ὥσπερ αὐτὸς ὁ Δίων. τούτων δὲ δύο μὲν εἶναι σώματα, καθάπερ τὴν φωνὴν καὶ τὸ τυγχάνον, ἓν δὲ ἀσώματον, ὥσπερ τὸ σημαινόμενον πρᾶγμα, καὶ λεκτόν, ὅπερ ἀληθές τε γίνεται ἢ ψεῦδος*[32].

Es besteht somit keine direkte Verbindung zwischen Wort und Sache, sondern diese wird nur durch ein immaterielles Verbindungsglied, das Lekton, hergestellt. Diese Dreiteilung bleibt auch bei den mittelalterlichen Sprachlogikern, besonders bei den Modisten, erhalten. In der *Grammaire de Port-Royal* wird sie dagegen von einer Zweiteilung abgelöst[33]. Schon auf den ersten Seite lesen wir:

> Parler est expliquer ses pensées par des signes, que les hommes ont inventez à ce dessein.
> On a trouvé que les plus commodes de ces signes, estoient les sons & les voix.
> Mais parce que ces sons passent, on a inventé d'autres signes pour les rendre durables & visibles, qui sont les caracteres de l'écriture, que les Grecs appellent *γράμματα* d'où est venu le mot de *Grammaire*.
> Ainsi l'on peut considerer deux choses dans ces signes: La premiere; ce qu'ils sont par leur nature, c'est à dire, en tant que sons & caracteres.

[32] Sextus Empiricus, *Adversus mathematicos* VII, 11/12: «Die aus der Stoa sagen, daß dreierlei zusammenhänge: das Bedeutete, das Bedeutende und das Ding. Das Bedeutende soll der Laut selbst sein, z. B. der Laut «Dion», das Bedeutete die Sache selbst, welche durch diesen Laut klar gemacht wird und welche wir begreifen als mit unserem Verstand mitbestehend, welche aber die Barbaren nicht fassen, obwohl sie den Laut hören; das Ding ist aber das draußen Bestehende, z. B. Dion selbst. Von diesen sollen zwei Körper sein, nämlich der Laut und das Ding, und eines unkörperlich, nämlich die bedeutete Sache, das Lekton, welches auch wahr oder falsch wird» (Übersetzung von Josef M. Bocheński, *Formale Logik*, Freiburg/München ³1970, p. 126). – Sextus Empiricus fährt fort, daß Epikur und Strato die Existenz des Lektons nicht anerkennen, also Wort und Sache direkt verbinden wollen.

[33] Michel Foucault, *Les mots et les choses.* Une archéologie des sciences humaines, Paris 1966, p. 77ss. – Cf. auch Roland Donzé, *La grammaire générale et raisonnée de Port-Royal.* Contribution à l'histoire des idées grammaticales en France, Berne ²1971, p. 47ss.

La seconde; leur signification: c'est à dire, la manière dont les hommes s'en servent pour signifier leurs pensées[34].

Was mir an diesem Text zunächst auffällt, das ist der schwankende Gebrauch des Wortes *signe*. In den ersten drei Sätzen ist *signe* offensichtlich ein Synonym von *signifiant*, was eigentlich dem traditionellen Gebrauch des Wortes entspricht[35]. Im folgenden wird dann jedoch mit einem zweiteiligen Zeichenbegriff gearbeitet. Was bei dieser Zweiteilung gegenüber der Dreiteilung entfällt, das ist der Bezugsgegenstand, der Bezug zur realen Welt. Die Sprache wird zum reinen Ausdruck der Gedanken, zu einem Nebeneinander von *signifié* und *signifiant*. Wie im übrigen der unter 1.1. zitierte Text der *Grammaire de Port-Royal* bestätigt, steht auch in dieser Fassung ein immaterielles *signifié* einem materiellen *signifiant* gegenüber.

Diese Fassung der Zeichentheorie scheint Antoine Arnauld jedoch noch nicht befriedigt zu haben. Dreiundzwanzig Jahre später findet man in der fünften Auflage von 1683 der *Logique de Port-Royal* eine neue Darstellung:

Quand on considère un objet en lui-même & dans son propre être, sans porter la vue de l'esprit à ce qu'il peut représenter, l'idée qu'on en a est une idée de chose, comme l'idée de la terre, du soleil. Mais quand on ne regarde un certain objet que comme en représentant un autre, l'idée qu'on en a est une idée de signe, & ce premier objet s'appelle signe. C'est ainsi qu'on regarde d'ordinaire les cartes & les tableaux. Ainsi le signe enferme deux idées: l'une de la chose qui représente; l'autre de la chose représentée; & sa nature consiste à exciter la seconde par la premiere[36].

Wenn ich recht verstanden habe[37], setzt der letzte Satz grundsätzlich eine vierteilige Unterscheidung voraus, nämlich zwischen der *chose qui représente* und der *chose représentée* einerseits und den Vorstellungen von beiden Dingen andererseits, wobei das Zeichen selbst aus den beiden Vorstellungen bestünde. Indem die Vorstellung aber zur Vorstellung von einem Gegenstand wird, erscheint der Bezug zur realen Welt wiederhergestellt. Trotz der «isomorphen» Darstellung bleibt jedoch der Vorrang des *signifiés* über das *signifiant* gewahrt. Wie die gewählte Terminologie klar zum Ausdruck bringt, vertritt das letztere bloß das erstere.

3.2. *Der Zeichenbegriff bei Saussure*

Die kritische Ausgabe von Rudolf Engler zeigt, daß Saussure weit mehr von der traditionellen Zeichentheorie beeinflußt war, als dies im edierten Text erscheint. Vor allem

[34] ARNAULD/LANCELOT, *op. cit.*, p. 5.

[35] Cf. EUGENIO COSERIU, *L'arbitraire du signe*. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffes. *ASNS 204* (1968), 81–112, besonders p. 108.

[36] ANTOINE ARNAULD / PIERRE NICOLE, *La logique ou l'art de penser*, Paris [5]1683 (Neuauflage Paris 1970), p. 80.

[37] Für eine völlig abweichende Interpretation cf. MICHEL FOUCAULT, *La grammaire générale de Port-Royal*, *Langages 7* (septembre 1967), 7–15.

der Einfluß der *Grammaire de Port-Royal* scheint mir nicht zu übersehen. Dies ist ja auch einer der wenigen Texte, auf welche Saussure in seinen Vorlesungen selbst verwies. Allerdings ist Saussure in entscheidender Weise über diese älteren Theorien hinausgegangen. Er hat insbesondere die Solidarität von *signifiant* und *signifié* betont. Nach den Notizen seiner Studenten tat er dies jedoch in Ausdrucksweisen, welche die Herausgeber in ihrem Text sorgfältig gemieden haben:

> Ainsi, si nous prenons le côté matériel, la suite des sons, elle ne sera linguistique que si elle est considérée comme le support matériel de l'idée (...).
> Il faut dire la même chose de la face spirituelle du signe linguistique. Si l'on prend pour eux-mêmes les différents concepts en les détachant de leur représentateur, (d'un signe représentatif,) c'est une suite d'objets psychologiques[38].

Der Ausdruck *signe représentatif* gegen Ende des Textes von Constantin wird durch die Notizen der übrigen Studenten gestützt. Daran muß uns zunächst auffallen, daß *signe* hier die Bedeutung von *signifiant* hat (im Gegensatz zu seiner Verwendung im vorangehenden Satz!). Dies ist nichts Außergewöhnliches in den *notes manuscrites*. Saussure war lange unschlüssig, in welcher Weise er diesen Begriff verwenden wollte:

> Une question que nous avouons ne pouvoir trancher, c'est de s'entendre sur ce point: appellerons-nous signe le total, combinaison du concept avec image?
> ou bien image acoustique elle-même, la moitié plus matérielle, peut-elle par elle-même s'appeler signe[39]?

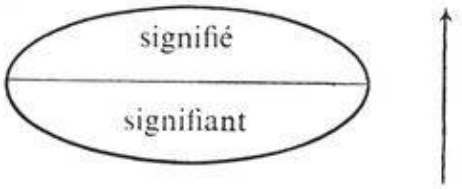
Erst gegen Ende seiner dritten Vorlesung[40] hat Saussure die Begriffe *signifié* und *signifiant* eingeführt, welche die in der Ausgabe von 1916 teilweise bewahrten Bezeichnungen *concept* und *image acoustique* ablösen. Weitgehend getilgt wurde dagegen die schwankende Verwendung von *signe* sowie die in beiden Zitaten aufscheinende Meinung, das sprachliche Zeichen weise eine geistige und eine materielle Seite auf. Beide Seiten sind dabei durchaus nicht gleichberechtigt[41]. Sonst könnte Saussure wohl kaum von einem *signe représentatif* sprechen. Es ist offenbar auch kein Zufall, wenn Saussure in seiner mehrfach verwendeten graphischen Darstellung des Sprachzeichens *signifié* und *signifiant* untereinander und nicht gleichberechtigt nebeneinander anordnet. Nach den Notizen seiner Studenten unterstrich Saussure gegen Ende der dritten Vorlesung diese Abhängigkeit noch mit Hilfe eines gerichteten Pfeils:

[38] 2 II § 1 al. 3/4; 1693–1695 (III C 287/88).

[39] 1 I § 1 al. 8; 1111–1113 (D 187). – Der edierte Text lautet stattdessen: «Cette définition pose une importante question de terminologie. Nous appelons *signe* la combinaison du concept et de l'image acoustique; mais dans l'usage courant ce terme désigne généralement l'image acoustique seule, par exemple un mot (*arbor*, etc.).»

[40] Cf. GODEL, *op. cit.*, p. 85 und 192.

[41] PETER WUNDERLI, *Zum Zeichenbegriff bei Saussure: Privilegierung des «signifié» oder des «signifiant»?*, in: *Mélanges offerts à Carl Theodor Gossen*, Liège-Bern 1976, p. 945–953, zitiert Texte (p. 948), in denen nach seiner Meinung Saussure das *signifiant* privilegieren würde. Es ist darin jedoch einzig die Rede davon, daß sich die «materielle» Seite des Zeichens leichter fassen lasse.



Die Herausgeber von 1916 haben diese Darstellung übernommen, ihr jedoch einen zweiten Pfeil in der gegenteiligen Richtung beigefügt!

Diese Zeichentheorie, welche in wesentlichen Teilen an die *Grammaire de Port-Royal* erinnert (schwankende Verwendung von *signe*, Unterscheidung zwischen geistiger und materieller Seite, fehlender Wirklichkeitsbezug), erscheint nun bei Saussure gleichsam überlagert von einer andern Zeichentheorie, die nach seinen eigenen Worten in einem paradoxalen Verhältnis zur ersten steht. Es geht um die Auffassung, wonach sich die Sprachzeichen gegenseitig selber strukturieren:

> Voici le paradoxe, en langage baconien «la caverne» contenant un piège: c'est que la signification qui nous apparaît comme la contrepartie de l'image auditive est tout autant la contrepartie des termes coexistants dans la langue[42].

Ist es bloß die Macht der Gewohnheit, wenn mich der edierte Text mehr überzeugt als die Urfassung? Bei Saussure stehen zwei Zeichentheorien miteinander im Widerstreit, eine überlieferte und eine vollständig neue. Die Herausgeber haben demgegenüber die Erinnerungen an die ältere Theorie weitgehend getilgt.

3.3. *Sprachliches und Außersprachliches*

Wesentlich neu am Vorgehen Saussures ist die Tatsache, daß er die Sprachzeichen nicht als Vertreter einer außersprachlichen Wirklichkeit betrachtet, sondern in ihrer Beziehung zueinander. Am eindeutigsten ist diese Haltung in einer persönlichen Notiz Saussures niedergelegt:

> (ce que nous nierons toujours) base extérieure donnée au signe et figuration du langage par ce rapport-ci:
>
> objets { * —— a ; * —— b ; * —— c } noms
>
> alors que la vraie figuration est: a–b–c, hors de toute ⟨connaissance d'un rapport effectif comme * —— a fondé sur un objet⟩[43].

[42] 2 IV § 2 al. 4; 1861/63 (III C 392).

[43] SAUSSURE, *CLG*, éd. ENGLER, p. 148. – Diese persönliche Notiz wird auch in der Ausgabe TULLIO DE MAUROS, N 129, vollständig wiedergegeben und kommentiert.

Im edierten Text möchte man Widersprüche zu dieser klaren Aussage entdecken. Besonders folgender Satz scheint dem Bezugsobjekt einen bestimmten Platz im Modell Saussures zuzuordnen:

Le signe linguistique unit non une chose et un nom, mais un concept et une image acoustique[44].

Dieser Satz suggeriert ein «isomorphes» Verhältnis zwischen *image acoustique* und *nom* einerseits, zwischen *concept* und *chose* andererseits, so wie dies Gerold Hilty etwa in seinem Trapezmodell dargestellt hat[45]. Leider ist dieser Satz apokryph. Wenn Saussure das Sprachzeichen zu etwas in Bezug setzt, so ist dies nicht die außersprachliche Wirklichkeit, sondern der subjektiv-psychologische Bereich der Gedanken und Vorstellungen[46].

Richtigerweise müßten wir wohl ohnehin auf der Inhaltsseite drei – und nicht bloß zwei – Bereiche unterscheiden. Gottlob Frege hat dies bereits in seinem berühmten Artikel über Sinn und Bedeutung getan, wobei allerdings der dritte Bereich neben Sinn und Bedeutung, der Bereich der Vorstellung, für seine logische Betrachtungsweise ausschied:

Die Bedeutung eines Eigennamens ist der Gegenstand selbst, den wir damit bezeichnen; die Vorstellung, welche wir dabei haben, ist ganz subjektiv; dazwischen liegt der Sinn, der zwar nicht mehr subjektiv wie die Vorstellung, aber doch auch nicht der Gegenstand selbst ist[47].

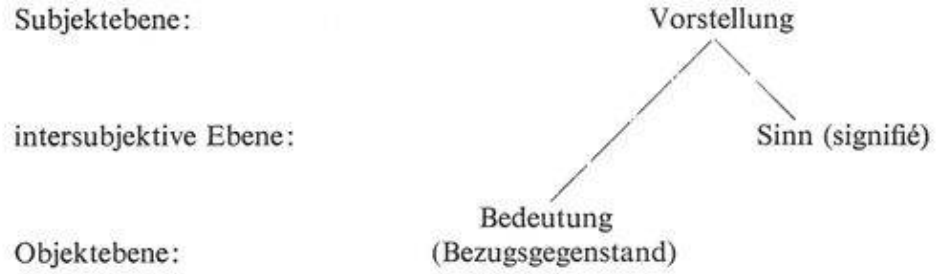
Der Wortsinn ist also weder mit dem Gegenstand, den er bezeichnet, noch mit der Vorstellung, welche der Sprecher vom Gegenstand hat, identisch. Frege wählte als Beispiel den Mond. Der Mond als bedeuteter Gegenstand hinterläßt beim Betrachter ein Netzhautbild. Da dieses jedoch nach Ort, Zeit und Betrachter verschieden ist, kann das Netzhautbild nicht der Sinn *(signifié)* des Wortes «Mond» sein. Dem ist hinzuzufügen, daß es auch keine direkte Verbindung zwischen Sinn und Bedeutung geben kann, denn der Mond benennt sich ja nicht selbst, sondern wird vom Menschen benannt. Zwischen Sinn und Bedeutung, d. h. zwischen Wort und Wirklichkeit, schiebt sich deshalb immer wieder die individuelle Vorstellung des Sprechers ein. Die Sprache ist jedoch Gemeinbesitz. Der Wortsinn ist mithin das, was eine bestimmte Gemeinschaft für die Realität der Dinge *hält*. Schematisch läßt sich dieses Verhältnis wie folgt darstellen:

[44] 1 I § 1 al. 4; 1095.

[45] Cf. *RF 75* (1963), 148s.; *VRom. 24* (1965), 15 N 8 und zuletzt *VRom. 30* (1971), 242.

[46] Im Kapitel über *La valeur linguistique* (2 IV § 1 al. 4) ist der Platz der Sprache zwischen den Ideen und den Lauten. – Cf. auch die Definition in 3.1.

[47] Gottlob Frege, *Über Sinn und Bedeutung*, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, *N.F. 100* (1892), 25–50, Zitat p. 30 (abgedruckt in Gottlob Frege, *Funktion, Begriff, Bedeutung*. Fünf logische Studien, Göttingen ²1966, p. 40–65, Zitat p. 44).



Dem wäre beizufügen, daß nicht jede Sprachäußerung ein Bezugsobjekt hat. Das gilt besonders für den Bereich des hypothetisch-deduktiven Denkens[48]. Ein besonders eindrückliches Beispiel scheinen mir die aristotelischen Syllogismen zu sein. Ein Satz wie «Wenn A von jedem B und B von jedem C, muß A auch von jedem C ausgesagt werden» beschränkt sich auf die Darstellung rein logischer Relationen.

Auch der Fall des Äthers, jener mysteriösen Trägersubstanz des Lichts, mit der die ältere Physik argumentierte, scheint mir aufschlußreich. Nach allem, was wir heute wissen, besteht nämlich eine solche Trägersubstanz gar nicht. Wir hätten es deshalb hier mit einem rein fiktiven Bezugsgegenstand zu tun. Das Verhältnis der Sprache zur außersprachlichen Wirklichkeit erweist sich damit als äußerst komplex, weshalb man die Zurückhaltung Saussures verstehen kann.

3.4. *Die Stellung der Syntax*

Der schwerstwiegendste Vorwurf, den man gegen die Definition der Sprache als Zeichensystem vorbringen kann, betrifft die Syntax, die in dieser Definition unberücksichtigt bleibt. Eine mögliche Lösung würde freilich darin bestehen, daß man auch Sätze als sprachliche Zeichen betrachtete. Diesen Ausweg hat sich Saussure allerdings durch seine «ominöse» Behauptung verbaut, der Satz gehöre zur *parole* und nicht zur *langue*[49]. Allerdings liest man einige Seiten weiter hinten im *Cours* einen Text, der im vollen Widerspruch zu dieser Aussage steht:

> Notre mémoire tient en réserve tous les types de syntagmes plus ou moins complexes, de quelque espèce ou étendue qu'ils puissent être, et au moment de les employer, nous faisons intervenir les groupes associatifs pour fixer notre choix. (...)
>
> Ce principe s'applique aux syntagmes et aux phrases de tous les types, même les plus complexes. Au moment où nous prononçons la phrase: «que *vous* dit-il?», nous faisons varier un élément dans un type syntagmatique latent, par exemple «que *te* dit-il?» – «que *nous* dit-il?», etc., et c'est par là que notre choix se fixe sur le pronom *vous*[50].

[48] «...on n'a pas toujours compris que sa condition préalable et nécessaire était une transformation de la pensée, rendant possibles le maniement des hypothèses et le raisonnement sur des propositions détachées de la constatation concrète et actuelle.» (Jean Piaget/Bärbel Inhelder, *La psychologie de l'enfant*, Paris ?1976 [*Que sais-je?*, 369], p. 102).

[49] Saussure, *CLG* 2 V § 2 al. 3; 2010. – Cf. insbesondere Peter Wunderli, *Zur Stellung der Syntax bei Saussure*, *ZRPh. 88* (1972), 483–506.

[50] 2 IV § 2 al. 4–6; 2070, 2078/79.

Dieser Text besagt, daß wir in unserm Gedächtnis, d.h. in der *langue*, konkrete Sätze und nicht etwa bloß abstrakte Satzbaupläne gespeichert haben. Der Widerspruch ist offensichtlich. Dabei ist in beiden Fällen die Quellenlage eindeutig. Allerdings stützt sich der zitierte Text auf eine Stelle in der zweiten Vorlesung; die Behauptung, wonach der Satz zur Rede und nicht zur Sprache gehöre, ist dagegen in der dritten Vorlesung gefallen. Saussure hat in diesem bestimmten Fall wohl im Laufe seiner Vorlesungen die Meinung geändert.

Es scheint, daß er sich anfänglich auch nicht ganz schlüssig war, welcher Ebene er die *rapports syntagmatiques* zuordnen wollte[51]. Die *rapports associatifs* oder, wie wir heute sagen würden, die paradigmatischen Beziehungen gehören dagegen ausschließlich auf die Ebene der *langue*. Verbannt man jedoch den Satz und die Syntax – mit Ausnahme der Wortzusammensetzungen und gewisser stereotyper Wendungen – in die *parole*, so haben natürlich auch die *rapports syntagmatiques* in der *langue* nichts mehr zu suchen. Dieser Schritt ist in der dritten Vorlesung vollzogen:

> L'esprit établit en tout deux ordres de liens entre les mots:
>
> 1° hors de la parole, l'association qui se fait dans la mémoire, entre les mots, crée différents groupes, au sein desquelles règnent des rapports très divers: ce sont les rapports associatifs.
>
> 2° dans la parole, autre genre de rapports, et dépendant de leur enchaînement: rapports syntagmatiques[52].

Allerdings schließt Saussure bereits in der zweiten Vorlesung aus, daß der Satz als eigenes Zeichen zu betrachten sei[53]. Dazu ist die Zahl aller möglichen Sätze zu groß. Ihre «immense diversité» führt uns immer wieder zurück zu jenen Elementen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Dieses Argument scheint mir unbedingt stichhaltig (cf. auch 1.3). Andererseits vermag mich jedoch Saussures letzte Lösung, die Kombinationsfähigkeit einzig der *parole* zuzuschreiben, auch nicht zu überzeugen. Der Grund ist folgender. Unbedingt zur *langue* gehört auch das, was Saussure als *entités abstraites* bezeichnet, nämlich die grammatikalischen Kategorien und Subkategorien. Nun spielen dieselben jedoch eine wichtige Rolle für die Definition der Kombinationsregeln. Nur ein transitives Verb kann beispielsweise von einem direkten Objekt begleitet sein. Wenigstens zum Teil wird also die Kombinationsfähigkeit der Sprachzeichen eindeutig vom System bestimmt.

Zum Glück fällt es nicht schwer, hier eine Lösung zu finden. Sie ist schon längst von den Logikern gefunden worden. Rudolf Carnap definiert beispielsweise eine

[51] In 3 IV § 3 al. 5; 2522 werden die *rapports syntagmatiques et paradigmatiques* gemeinsam dem *trésor de la langue* zugeordnet, doch ist dieser Text einmal mehr apokryph.

[52] 1993 und 1983 (D 266/67). – Die editere Fassung in 2 V § 1 al. 3/4 spricht von *discours* an Stelle von *parole* und entschärft dadurch die Aussage.

[53] 2 II § 3 al. 4.

Sprache als «ein System von Zeichen mit Regeln zur Anwendung dieser Zeichen»[54]. Dies ist eine umfassende Definition, die trotzdem nicht die Einheit des Systems in Frage stellt.

3.5. «*L'arbitraire du signe*»

Dennoch können wir es nicht bei dieser Definition bewenden lassen, denn sie ist ja auch für die Logik und nicht nur für die natürlichen Sprachen gültig. Saussure selber schreibt den Sprachzeichen zwei zusätzliche Eigenschaften zu, nämlich ihren arbiträren und linearen Charakter. Die Idee vom «arbitraire du signe» hat Saussure allerdings nicht selber erfunden. Seine direkte Quelle ist ohne Zweifel Whitney, dessen Darlegung an Klarheit jener Saussures sogar überlegen ist:

> Jedes Wort jeder menschlichen Sprache ist im eigentlichen Sinne ein willkürliches (arbitrary) und conventionelles Zeichen: willkürlich, weil von den Tausenden gangbarer Worte und Zehntausenden, welche erfunden werden könnten, jedes beliebige ebenso gut gelernt und für diesen bestimmten Zweck verwendet werden könnte; conventionell, weil der Grund der Bevorzugung des einen vor dem andern für diesen Zweck nur in der Thatsache liegt, daß es in der Gemeinschaft von Menschen, zu welcher der Sprechende gehört, schon so gebraucht wird[55].

Diese Kriterien sind wichtig, um unterschiedliche semiologische Systeme unterscheiden zu können. Auch symbolischen Darstellungen liegt eine Konvention zu Grunde. Nur ist da das Verhältnis zwischen *signifiant* und *signifié* kein willkürliches. Das Symbol ist im Gegenteil durch das, was es darstellen soll, motiviert. Häufig kann man den Sinn eines Symbols, beispielsweise eines neuen Verkehrszeichens, auch erraten, wenn man die Konvention nicht kennt. Bei arbiträren Zeichen ist dies unmöglich. Weder arbiträr noch konventionell sind dagegen die Indizien, die «natürlichen Zeichen», wie man sie früher nannte. Die Grundmauern, welche der Archäologe im Boden findet, sind für ihn ein Indiz für ein Gebäude, das sich früher an dieser Stelle befand. In diesem Fall ist das *signifiant* «Grundmauern» ein Bestandteil des *signifiés* 'Gebäude': *signifiant* und *signifié* sind also nicht eigentlich getrennt.

Wir erhalten auf diese Weise die klassische Unterscheidung zwischen Indiz, Symbol und Zeichen im engern Sinn. Alle drei Einheiten charakterisieren sich durch ein unterschiedliches Verhältnis zwischen *signifiant* und *signifié*. Im Falle des Sprachzeichens ist der Zusammenhang sehr lose; er ist willkürlich und konventionell zugleich. Diese beiden Eigenschaften zusammengenommen charakterisieren das Zeichen im engern Sinn.

[54] Rudolf Carnap, *Einführung in die symbolische Logik*, NewYork ³1968, p. 1. – Georges Mounin, *Linguistique et philosophie*, Paris 1975 *(SUP-Le philosophe 116)*, p. 110, hält den Nachsatz für überflüssig, da der Begriff der Kombinationsfähigkeit schon im Wort *System* enthalten sei. Dies scheint mir eine sehr persönliche Interpretation des Begriffs *System* zu sein.

[55] Whitney, *op. cit.*, p. 19/20.

Nun stammt diese Erkenntnis freilich ebensowenig von Whitney wie von Saussure. Nach Eugenio Coseriu ginge sie bereits auf Aristoteles zurück. Dieser definiert die Sprache als «Laut mit Bedeutung gemäß Übereinkunft» *(φωνὴ σημαντικὴ κατὰ συνθήκην)*[56]. Nun meint der Ausdruck *κατὰ συνθήκην* aber weit eher den konventionellen als den arbiträren Charakter der Sprachzeichen, und das ist durchaus nicht das gleiche. In seinem Kommentar bezeichnet Aristoteles denn auch das Sprachzeichen als *σύμβολον*. Wie besonders Michel Foucault eindrücklich gezeigt hat[57], wurden im Mittelalter und sogar noch in der Renaissance die Zeichen als ein Mittel betrachtet, um den tieferen Sinn dieser Welt zu erfahren. Mit Hilfe der Etymologie hoffte man so auch den ursprünglichen, tiefern Sinn der Wörter ermitteln zu können.

Erst im 17. Jh. zerbrach die «alte Allianz» endgültig. Die Zeichen verkündeten nicht mehr den verborgenen Sinn unserer Welt; sie hatten ihren magischen Charakter verloren. Es dürfte deshalb kein Zufall sein, wenn Coseriu erstmals 1655 bei Thomas Hobbes auf den Ausdruck *arbitrary* für das Sprachzeichen trifft[58]. Obwohl die *Grammaire de Port-Royal* 1660 diesen Begriff noch nicht kennt, betrachtet sie die Sprachzeichen ebenfalls als «menschliche Erfindung»[59], bar jeder magischen Bedeutung. Schon 1665 gibt dann Antoine Arnauld eine Zeichendefinition, die keinen Zweifel mehr zuläßt:

> L'institution des hommes, qui se reconnoît par l'usage public & connu, fait que les mots ne sont pas seulement des sons, mais des signes; c'est-à-dire, qu'ils ne frappent pas seulement les sens, mais qu'ils servent à former, dans l'esprit de ceux qui écoutent, les idées de certaines choses, selon qu'il a plu aux hommes en attacher les unes à de certains mots, & les autres à d'autres.
>
> C'est pourquoi la signification des mots est arbitraire avant qu'elle soit réglée par cette institution & cet usage; mais quand elle l'est une fois, il n'est pas permis, en parlant aux autres, de la changer à sa fantaisie, & on est obligé de suivre cet accord de la société humaine[60].

3.6. *Die distinktive Funktion*

Weitere Kriterien für die Abgrenzung der natürlichen Sprachen hat Georges Mounin vorgelegt. Außer den bereits erörterten Merkmalen handelt es sich im wesentlichen um deren drei[61]:

[56] Coseriu, *op. cit.*, p. 87ss.: Boethius übersetzt *κατὰ συνθήκην* mit *secundum placitum*. Die Scholastiker verwenden zumeist *ad placitum*.

[57] Foucault, *Les mots et les choses*, *op. cit.*, chapitre II.

[58] Coseriu, *op. cit.*, p. 84.

[59] Cf. das Zitat in 3.1, wo das Verb *inventer* gleich zweimal verwendet wird.

[60] *Apologie pour les Religieuses de Port-Royal*, zit. bei Donzé, *op. cit.*, p. 54/55.

[61] Georges Mounin, *Linguistique et sémiologie*, in: *Introduction à la sémiologie*, Paris 1970, p. 67–76, und *Clefs pour la linguistique*, Paris ²1971, p. 50–67: Das erste Kriterium Mounins ist die kommunikative Funktion, dem wir hier das nahezu übereinstimmende Kriterium der Konventionalität mit Rücksicht auf die Geschichte des Begriffs vorziehen.

- die Linearität des *signifiants*,
- der distinktive Charakter der Zeichen,
- die doppelte Artikulation der Sprache.

Die Linearität erscheint mir als eher sekundäre Eigenschaft. Saussure versteht darunter die Tatsache, daß sich die Lautproduktion notgedrungenerweise in einer Dimension abwickelt, nämlich in derjenigen der Zeit. Dieses Merkmal betrifft jedoch vor allem den Bereich der *parole*.

Bei der doppelten Artikulation fragt es sich dagegen, ob dieses Merkmal nur für die gesprochene Sprache oder auch für die geschriebene Sprache gelten soll. Gilt es nur für die gesprochene Sprache, so ist es zu weit gefaßt, da es auch auf die Buchstabenschrift anwendbar ist. Gilt es dagegen auch für die geschriebene Sprache, so ist es zu eng gefaßt, da es sich etwa auf die chinesische Schrift nicht anwenden läßt.

Bleibt also der distinktive oder «diskrete» Charakter der Zeichen. Saussure hat darauf sehr großen Wert gelegt. Für ihn gibt es auf der Ebene der *langue* nur Oppositionen:

> Bien plus: une différence suppose en général des termes positifs entre lesquels elle s'établit; mais dans la langue il n'y a que des différences *sans termes positifs*[62].

Etwas weiter vorne heißt es außerdem:

> Les phonèmes sont avant tout des entités oppositives, relatives et négatives[63].

Ich muß leider gestehen, daß ich mir unter der Opposition zweier negativer Termini nichts vorstellen kann. Wo nichts ist, kann man auch nichts unterscheiden[64]. Sieht man von den Glossematikern ab, so konnten sich offenbar auch die meisten Strukturalisten darunter nichts vorstellen. Der Binarismus stellt auf diesem Gebiet eine Zwischenlösung dar, da er immer einen negativen einem positiven Term gegenüberstellt. Nicht wenigen Strukturalisten geht jedoch schon diese Lösung zu weit.

Ich fürchte nun aber, daß es mit dem Konzept einer rein oppositiven Struktur nicht viel besser bestellt ist, obwohl sich dieses in der Phonologie hervorragend bewährt hat. Das ist allerdings auch nicht verwunderlich, denn die Funktion der Phoneme – und nur der Phoneme! – ist ja bedeutungsunterscheidend. Schon in der Morphologie ergeben sich dagegen gewisse Probleme, doch bleiben sie untergeordneter Natur, da sich die Morpheme ihrerseits aus Phonemen zusammensetzen. Im Italienischen kann beispielsweise das Morphem *-e* sowohl die Einzahl wie auch die (feminine) Mehrzahl bezeichnen. Da die Opposition zwischen Einzahl und Mehrzahl auf alle Fälle gewahrt

[62] 2 IV, § 4 al. 1; 1940: Textgrundlage ist die dritte Vorlesung.

[63] 2 IV § 3 al. 6; 1925: Textgrundlage ist die erste Vorlesung, wobei der Ausdruck *phonèmes* selbstverständlich nicht von Saussure stammt.

[64] Cf. auch HARALD WEINRICH, *Negationen in Syntax und Semantik*, in: *Positionen der Negativität*, hg. von HARALD WEINRICH, München 1975, p. 39–63, vor allem p. 40ss.

bleibt, genügt es freilich, von einem Synkretismus zu sprechen. In der Semantik lassen sich die Probleme leider nicht so einfach lösen.

Der Unterschied zwischen natürlichen Sprachen und logischen Systemen besteht darin, daß wir es einerseits mit polysemischen und andererseits mit monosemischen Systemen zu tun haben[65]. Während in der Logik die Beziehungen zwischen *signifiant* und *signifié* immer in beiden Richtungen eindeutig sind, haben die Sprachzeichen insbesondere die Eigenschaft, ihrerseits als Indizien oder Symbole für andere Sprachzeichen verwendet werden zu können. Ich meine damit natürlich die Metonymie und die Metapher. Neben den Bedeutungsübertragungen gilt es auch den komplexen Bereich der Synonymie und Quasi-Synonymie zu berücksichtigen. Es ist eine weitere Besonderheit der natürlichen Sprachen, daß sich darin eine gegebene Mitteilung auf mehrere Arten ausdrücken läßt[66]. Die generative Grammatik hat dies in ihrem Transformationsteil zu berücksichtigen versucht. Sie dürfte dabei aber nicht einmal auf rein syntaktischem Gebiet Vollständigkeit erreicht haben.

Den distinktiven Charakter der Sprachzeichen wird man deshalb gerade nicht als ihr hervorstechendes Merkmal bezeichnen können. Saussure irrt, wenn er glaubt, daß sich in der *langue* mit der *einen* Relation der Opposition (oder Exklusion) auskommen lasse. Zumindest in der Semantik sind die Verhältnisse komplexer. Das Vorbild der Phonologie führt hier in die Irre.

Zusammenfassend gelange ich deshalb zu folgender Definition, wobei ich voraussetze, daß das Zeichen selbst durch seinen arbiträren und konventionellen Charakter definiert ist: *Eine natürliche Sprache ist ein System polysemischer Zeichen, die sich nach bestimmten Regeln kombinieren lassen.*

Dem wäre noch hinzuzufügen, daß sich die meisten Sprachen eher als Konglomerat mehrerer weitgehend übereinstimmender Systeme präsentieren denn als ein in sich geschlossenes System[67].

4. *Schlußbemerkungen*

Ich gestehe, daß ich nie von jenem großen globalen Sprachmodell geträumt habe, das alle linguistischen, soziologischen, ideologischen, psychologischen, physiologischen, philologischen und was noch mehr der Aspekte sind, unter einem Dach vereinigen ließe. Eine Entscheidung tut not, auch wenn sie schwerfällt. Die einzige von

[65] «La monosémie est la condition de la logique, mais elle permet aussi d'en mesurer les limites» (JACQUES BERTIN, *Sémiologie graphique*, Paris ²1973, p. 7 N).

[66] Cf. LUIS J. PRIETO, *Messages et signaux*, Paris 1966 *(SUP-Le linguiste 2)*, p. 148ss., und *Pertinence et pratique*. Essai de sémiologie, Paris 1975, p. 130ss.

[67] JOSEF VACHEK, *Zum Problem der geschriebenen Sprache*, in: *Etudes phonologiques dédiées à la mémoire de M. le prince N.S. Trubetzkoy*, Prague 1939 *(Travaux du Cercle linguistique de Prague 8)*, p. 94–104, besonders p. 100, hat diese Erweiterung des Begriffs der *langue* schon 1939, allerdings beschränkt auf die beiden Varietäten der gesprochenen und geschriebenen Sprache, vorgenommen.

der Sache her begründete Unterscheidung ist jedoch diejenige zwischen dem Linguistischen und dem Außerlinguistischen. Das heißt nicht, daß ich für eine Art puristischen Positivismus plädiere. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß jedes einzelne Sprachsystem selber ein Produkt der historischen Kontingenz ist und deshalb seine eigene historische Relevanz hat. Dagegen ist jede Sprachproduktion auf die bereits vorhandenen Ausdrucksmittel angewiesen, welche dem Sprecher im Hinblick auf die Kommunikation gewisse Zwänge auferlegen.

Wie Saussure selber deutlich erkannt hat[68], fällt die Rolle des Systems beim Vorgang des sprachlichen Wiedererkennens noch stärker ins Gewicht. Man kennt sein Beispiel des Redners, welcher im Laufe seines Vortrags mehrfach *Messieurs!* ausruft. Wir identifizieren jedes Mal diesen Ausdruck als Anrede an das Publikum. Gewiß werden wir es nicht unbedingt bei dieser Feststellung bewenden lassen, besonders wenn sich etwa der Redner in dieser Weise an ein nicht ausschließlich männliches Publikum wendet. Das ändert aber nichts an der Tatsache der Identifikation. Wichtig ist dabei, daß diese Identifikation nicht etwa auf der Ebene der materiellen Realisation erfolgt, denn die phonetische Realisation der Anrede und wohl auch das Intonationsmuster ist jedesmal ein anderes. Ohne die Annahme eines sprachlichen Systems ist der Vorgang der Identifikation recht eigentlich unerklärlich.

Eric Buyssens hat wiederholt darauf hingewiesen, daß dem Phonem neben seiner distinktiven auch eine identifikative Funktion zukomme[69]. Luis J. Prieto hat sich neuerdings sogar um den Nachweis bemüht, daß diese beiden Funktionen untrennbar sind und die Grundlage jeglicher Erkenntnis bilden[70]. Auch dem Monem, dem eigentlichen Sprachzeichen, kommt ohne Zweifel sowohl eine identifikative wie eine distinktive Funktion zu. Das heißt aber auch, daß sich die Sprache nicht bloß aus Gegensätzen aufbaut. Dies ist meines Erachtens einer der Punkte, wo es das Modell Saussures zu verbessern gilt. Damit ändert sich aber nichts daran, daß die Sprache ein Zeichensystem ist und daß sich selbst das, was sich im konkreten Sprechakt vollzieht, nicht ohne die Kenntnis des vorgegebenen Sprachsystems verstehen läßt.

Zürich *Jakob Wüest*

[68] Das folgende Beispiel findet man in 2 II al. 2. Im gleichen und im vorangehenden Kapitel findet man noch weitere Beispiele.

[69] Cf. zuletzt Eric Buyssens, *Phonème, archiphonème et pertinence*, *La linguistique 8/2* (1972), 39–58. – Eine ähnliche Aussage findet man in Eric Buyssens, *La communication et l'articulation linguistique*, Bruxelles-Paris 1967, p. 135. Ich habe leider diese Stelle in *VRom. 30* (1971), 3, vollständig mißdeutet.

[70] Luis J. Prieto, *Pertinence et pratique*. Essai de sémiologie, Paris 1975, chapitres III et V.